

Ungewohnter Anblick:
Das Multitalent Armin
Mueller-Stahl als Geiger
in Heilbronn.
Foto: Andreas Veigel

Von Leonore Welzin

Ja, es gibt Tage, die unvergessen bleiben, die man nicht missen möchte, für die es sich zu leben lohnt. Manchmal sind es nur zwei Stunden, die einem die Welt schöner und die Menschen liebenswerter erscheinen lassen. Das Konzert „Es gibt Tage ...“ von Armin Mueller-Stahl und Band Unter der Pyramide in der Kreissparkasse ist ein literarisch-musikalischer Streifzug durch das bewegte Leben des Phänomens Armin Mueller-Stahl.

Eigentlich war es als Auftakt zur Armin-Mueller-Stahl-Ausstellung im vergangenen Jahr geplant. Wegen Erkrankung wurde das Konzert auf diesen Herbst verschoben. Der Run auf die von Galerist Ekkehart Nupnau initiierte Ausstellung übertraf mit 4000 Besuchern alles, was die Heilbronner Kreissparkasse bislang erlebt hat. Nun feierten rund 500 Fans den mittlerweile 86-jährigen Weltstar und seine Musiker Günther Fischer (Piano, Saxofon), Tobias Morgenstern (Akkordeon, Piano) und Tom Götz (Bass, Tuba) mit anhaltenden Ovationen.

Einzigartige Laufbahn Armin Mueller-Stahl ist ein Star ohne Allüren. Er hat eine Karriere gemacht, ohne Karrierist zu sein. Der ausgebildete Konzertgeiger und Musiklehrer wollte nach dem Krieg „Schauspieler werden, weil man da alles sein kann, Hamlet, Geiger, Dirigent...“, sagt er in einem Interview. Film und Fernsehen haben ihn erst in der DDR, dann in der BRD und schließlich in Hollywood bekannt gemacht. Für einen deutschen Mimen eine unglaubliche, wenn nicht einzigartige Laufbahn.

Wenn Fischer in der Intro – ein launiges Saxofon-Solo – selbstvergessen Tonstufen rauf und runter wandert, entsteht vor dem inneren Auge die Idee einer Karriereleiter, auf der ein Traumtänzer auf- und ab-



Poet mit Zeit und Seele

HEILBRONN „Es gibt Tage ...“: Armin Mueller-Stahl und Band in der Kreissparkasse

balanciert. Er hält inne, ein langer Ton gibt den Mitspielern Gelegenheit, einzusteigen, mitzuspielen, einen eigenen Dreh ins Spiel zu bringen. Überraschend zaubert er eine Doppelrohr-Flöte hervor, spielt eine zarte Melodie und rehabilitiert den Film „Der Kinoerzähler“, der hier floppte, in Amerika ankam.

Wenn Mueller-Stahl die Geige zückt, angetrieben vom Czardas fiedelt, was das Holz hergibt, und sich wie ein Straßen-Musikant zu seinen Kollegen an Akkordeon und Bass gesellt, dann stürzt die Fotografengang nach vorne, und die Kameras

klicken mit rasanten Geigen-Läufen um die Wette.

Von Krieg und den Hungerjahren geprägt, erzählen die Songs, die vor 45 Jahren entstanden, vom Überleben, wobei der junge Geiger den Hunger nach Musik stillte. Der „Friede fällt nicht vom Himmel herab“, heißt es in einem Lied, die soziale Verantwortung und das pazifistische Engagement bleiben.

Ob der „Mann mit dem Bauchladen“, die „Beschreibung eines Bildes von Zille“ oder der „Gaukler“ – skurril und poetisch verarbeiten die Reime Alltagssituationen, handeln

von Liebe, Trauer, Angst. Und Schikanen. Oft nur verschlüsselt, wie etwa in der „Blauen Kuh“, die sich erst an der eigenen Milch labt, dann selbst verzehrt und als blauer Fleck, köstlich parodistisch zu Cajun-Swing, in den Sümpfen Louisianas verschwindet.

Das im Wortsinn verdichtete Lebenspanorama geht unter die Haut, weil es pur, ehrlich und ungeschminkt dargeboten wird. „Es gibt Tage ...“ ist mehr als eine nostalgische Reise in die Erinnerung – es ist eine Inszenierung, die vom ersten Augenblick an mitnimmt.

Zur Person

Armin Mueller-Stahl, 1930 in Tilsit geboren, wird nach seinem Musikstudium ab 1952 zu einem der bekanntesten Schauspieler der DDR. Ab 1980 setzt er seine Karriere nicht nur in Westdeutschland fort, wo er mit Rainer Werner Fassbinder dreht, sondern international. 1989 gelingt ihm mit „Music Box“ unter der Regie von Constantin Costa-Gavras in Hollywood der Durchbruch. Für seine Nebenrolle in „Shine“ wird er 1997 für den Oscar nominiert. leo

Mit dem Kopf in den Wolken: Duo Bebelaar & Goloukhov überzeugt in der Ebene 3

Von Michaela Adick

HEILBRONN Das hat man nun davon, wenn die Labelmanager sich unsicher sind und entnervt die Stirn kräuseln. Wohin nur mit der Platte? Verdächtig eifrig verteilen sie plötzlich Schlagworte wie andere Leute Bonbons: Schlagworte, die in sich nicht schlüssig sind, sich gar widersprechen. Hauptsache, irgendjemand fühlt sich angesprochen. Dieses Missgeschick ist nun dem Pia-

nisten Patrick Bebelaar widerfahren, dessen jüngstes Baby „High in the Clouds“, das zusammen mit dem russischen Vibrafonisten Vladimir Goloukhov entstanden ist, mal unter einem gänzlich abwegigen „Neoclassical New Age“ eingetütet wurde, mal unter einem forschen „ECM Style Jazz“, letzteres eine Adresse für Jazzler von Rang.

Doch lassen wir sie doch einfach unter dem Oberbegriff Chamber Jazz laufen, diese kleine, feine Ko-

operation, die in der Ebene 3 in Heilbronn zu erleben war: eine spannungsreiche Kammermusik mit Strahlkraft, die nur ein kleines Häufchen angezogen hat, aber auch das ist ein Schicksal, das der Mittvierziger, der zur Crème de la Crème der deutschen Pianistenriege zählt, mit vielen seiner Zeitgenossen teilt.

Jazz ist ein explosives Gewerbe, dem sich nicht viele aussetzen möchten. Mit einem Tango fängt das Duo Bebelaar & Goloukhov an, ein

hochdramatisches musikalisches Experiment, in dem alle dem Tango nachgesagte Melancholie nicht weggepusht wird: Sie wird von Bebelaar weggesprengt.

Rabiat Nach diesem rabiaten Akt der Selbstvergewisserung atmet das Duo sichtlich durch und startet sein eigentliches Programm mit Bal-laden wie „Mole & Cuckoo“, den volksliedhaft anmutenden „Moscow Nights“, eine Weise, die mit den rus-

sischen Volksliedelementen so köstlich zu spielen weiß und doch erst in den 50er Jahren geschrieben worden ist, und einem Liebeslied wie „I see myself in your Eyes“.

Bebelaar, der durch die Kooperation mit dem Franzosen Michel Goudard europaweit Renomee genießt, und der rasant schnelle Vladimir Goloukhov, der in jungen Jahren mit Ravi Shankar aufgetreten ist, lassen es laufen. Ein hinreißendes Projekt. Und ganz ohne Attitüde.

Ein süßer Irrtum

Angelika und Robert Atzorn erinnern im Audi-Forum an die Liebelei von Arthur Schnitzler und Adele Sandrock

Von Michaela Adick

NECKARSULM Sie hatte ihren Ruf schon weg, als sie das Engagement in Wien annahm. Blondes Biest wurde sie gerufen, nicht gerade schmeichelhaft, aber ein schlechter Ruf ist immerhin besser als gar kein Ruf.

Und von ihm, dem jungen Arzt, der sich als Dramatiker neuer finden wollte, munkelte man auch so allerhand. Sein Verschleiß an Damen war Legende, wobei er den Begriff der Dame schon immer recht großzügig zu interpretieren wusste. Wie passierte, was, man ist geneigt zu sagen, passieren musste? Daran erinnerte nun das Schauspielerepaar Angelika und Robert Atzorn in einer höchst vergnüglichen Lesung im Audi-Forum.

Um „Arthur und Adele“ muss es also gehen, um die Schauspielerin Adele Sandrock (1863-1937) und den Jungdramatiker Arthur Schnitzler (1862-1931), die sich im Herbst



Überdrehte Beziehungskiste: Angelika und Robert Atzorn lassen in ihrer szenischen Lesung eine klassische Amour Fou Revue passieren.

Foto: Christiana Kunz

1893 kennenlernten, als die Sandrock die Hauptrolle in Schnitzlers bald in Vergessenheit geratenen „Märchen“ übernahm. Billets wechselten fortan den Adressaten, Lie-

besbriefe und Liebeschwüre. „Sie sind ein kleiner, süßer Mensch“: Was durchaus nicht Schnitzler schrieb, sondern Adele Sandrock in ihrer ganzen Exaltiertheit.

Alles, wirklich alles ist erhalten, in einer Affekthandlung hatte Sandrock ihm eines Tages seine Briefe retour geschickt. Und so können Angelika und Robert Atzorn aus dem Vollen schöpfen, alle Extravaganzen genüsslich auf den Tisch legen, alle dreisten Lügen und noch dreisteren Versöhnungsversuche. Und weil Schnitzler Schnitzler ist, gibt es da eben auch noch ein unverblümtes Tagebuch, was der Lesung in der stimmigen Regie von Sigrud Herzog die Würze gibt.

Innenleben Schön durcheinander liest das Schauspielerepaar, mal aus den Liebesbriefen, mal aus den durchaus nicht kongruenten Tagebucheinträgen Schnitzlers. Ja, ja die himmelhochjauchende Außendarstellung Schnitzlers und sein ungleich prekäreres Innenleben („sie will nur die Sensation, dieses süße Menschenfleisch, immer nur das Boudoir“): eine köstliche Differenz,

mit Charme vorgetragen und mit norddeutschem Einschlag, was dem k.u.k.-Dramolett noch einen Moment der Verfremdung gibt.

Adele und Arthur, wenn das nicht ein Fall für den in jenen Tagen nur ein paar Straßen weiter praktizierenden Sigmund Freud gewesen wäre. Ja, es ist die Ankündigung der Aufkündigung einer sehr kurzen Liebesbeziehung, die die beiden Atzorns hier rekapitulieren, nicht ohne ihrem Auftritt noch einen weiteren Twist zu verpassen.

Denn eingeschoben in diese überdrehte Beziehungskiste hat Sigrud Herzog einige Momentaufnahmen aus dem Einakter „Halbzwei“ und dem Schauspiel „Liebelei“, zwei Stücke, die Schnitzler während dieser Affäre zur Aufführung gebracht hat: eine Fortsetzung des Dialogs von Adele und Arthur mit anderen Mitteln. Schauspiel und Realität, wer wollte das schon auseinanderhalten.

Polarisiert Kritik und begeistert Buchhändler

Chris Kraus liest aus seinem neuen Roman „Das kalte Blut“

Von Leonore Welzin

HEILBRONN „Halleluja! Einmal angefangen, konnte ich nicht mehr aufhören!“ Johannes Janßen redet über „Das kalte Blut“ (Diogenes Verlag, 1200 Seiten, 32 Euro) und kommt ins Schwärmen: „Chris Kraus ist ein Regisseur der ersten Riege. Er hat mit Schauspielern wie Monica Bleibtreu, Margit Carstensen, Hannah Herzprung, Henry Hübchen, Jürgen Vogel und anderen gedreht.“

Als er in der Buchhandlung Osiander kurz Luft holt, grätscht Kollege Florian Weller dazwischen: „Wenn das Buch verfilmt wird, was ja geplant ist, würden wir gern in der Rolle von SS-Männern mitwirken“. Die Buchhändler sprudeln vor Begeisterung: „Selbst wenn wir heute Abend nur zu zweit gewesen wären, hätten wir die Lesung durchgezogen!“. Etwa zwei Dutzend Literatur-Interessierte sind zur Autoren-Lesung in die Heilbronner Buchhandlung gekommen, allerdings noch nicht ganz auf der Betriebstemperatur, die das Fan-Duo erreicht hat.

Lebensbeichte Kraus wendet sich schmunzelnd an seine Leser in spe: „Bei so viel Vorschuss-Lorbeern kann der Abend nur scheitern“. Das tut er nicht, im Gegenteil. Viele kaufen das Buch, nicht, weil es auf dem Weg zum Bestseller ist – trotz Ver-rissen in den Feuilletons –, sondern, weil sie die packende Lebensbeichte, zugleich Familien-Epos, Liebes- und Tätergeschichte ganz erfahren würden. Zumal damit die Entstehungsgeschichte der Organisation Gehlen aus dem Geist der Nazis verwoben ist, aus der der Bundesnachrichtendienst hervorgegangen ist.

„Zwei Brüder aus Riga machen Karriere: erst in Nazideutschland, dann als Spione der jungen Bundes-



Filmemacher und Autor: Chris Kraus in der Buchhandlung Osiander. Foto: Welzin

republik. Die Jüdin Ev ist mal des einen, mal des anderen Geliebte. In der leidenschaftlichen Ménage à trois tun sich moralische Abgründe auf, die zu abenteuerlichen politischen Verwicklungen führen. Die Geschichte der Solms ist auch die Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert.

Realsatire Kraus, 1963 in Göttingen geboren, will für seine Familie und für seine Kinder Licht ins Dunkel der Vergangenheit bringen. Als er in einer Fußnote liest, dass sein geliebter Opa nicht nur in der Waffen-SS, sondern auch in der allgemeinen SS war, bekommt die Recherche eine neue Dimension: Eigentlich hatte er dafür vier Wochen geplant, es wurden zehn Jahre. Diese für familiäre Zwecke verfasste Dokumentation ist das Ausgangsmaterial für den Roman. Die Situationen sind real, die Figuren fiktional. Die Rahmenhandlung: 1974 trifft Koja, der jüngere Bruder, auf einen Hippie, dem er die eigentliche Geschichte schildert.

Sie führt, beginnend 1905, von Riga über Moskau, Berlin und München nach Tel Aviv. Kraus hat die eigene Familiengeschichte derart verfremdet und stilisiert, dass sie streckenweise als Realsatire erscheint.

Kontakt

Redaktion Kultur/Medien
Allee 2 · 74072 Heilbronn
Tel. 07131 615-0 · Fax 07131 615-435
-282 Leitung: Andreas Sommer as
-276 Uwe Grosser gro
-334 Claudia Ihlefeld cid
E-Mail kultur@stimme.de